

Der Pfarrer von Villa : ein Geschichte aus dem Val Bedretto [Fortsetzung]

Autor(en): **Matthey, Maja**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575961>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Pfarrer von Villa.

Eine Geschichte aus dem Val Bedretto.

Von Maja Matthey, Ravèchia.

VIII (Schluß). Nachdruck verboten.

Unter den Fenstern der Pfarrkirche von Villa war Matteo begraben worden.

Wo ihrer so wenige sind, zählt ein Menschenleben mehr als dort, wo sie haufenweise wie die Ameisen wimmeln und einander die Luft wegschnappen.

Aus dem Sommer war's jäh Herbst geworden.

Stürme sausten von den Bergen nieder durchs Tal und dörrten die goldgelben Blätter der Birkenstämme und die roten der Buchen vollends aus.

Der blaue Himmel färbte sich tiefer und dunkler und zog die weitgespannte Decke straffer, daß sie in klaren scharfbemessenen Konturen die Luft von der Erde schied.

An den Hängen des Tales fraß das Vieh das letzte Futter fort. Schön rundlich und glänzend war es geworden in der würzigen Alpluft. Manches Stück schaute mit melancholischen Augen an der Fülle seines Leibes entlang, die seinen Gang von Woche zu Woche schwerfälliger machte.

Das Jungvieh bewegte sich in gemäßigten Sprüngen am Rain entlang. Selten setzte eines in waghalsigem Uebermut über die Wegbreite in das tiefer gelegene, steil abfallende Gelände.

Vergebens war der Enkel der Maddalena um die Hütte der Lehrerin gestrichen.

„Wo die Kirche Macht gewonnen, hat der Bursch verspielt.“

Er war klug und gab sein Werben auf.

Die Jungfrau Emilia wurde seine Frau. Zwar hätte sie dem Alter nach seine Mutter sein können, wenn sie in jungen Jahren die Liebe geplagt hätte. Sie war wenigstens aus dem Tal und eine schaffige und der Maddalena willkommener als eine Junge aus der Fremde.

Bald wurden die Geldsendungen spärlicher, die von den beiden an die Großmutter gelangten.

Dafür mußte die Bank von Airolo Bescheid von der erwerbenden Sparsamkeit des ungleichen Paares.

Die Weise ergab sich darein mit philosophischem Gleichmut. Sie hatte die Bruderskinder der Anna zu sich genommen. Bei dem Abspäppeln der Kleinen blieb ein Bissen übrig für ihren zahnlosen Mund.

Die Tage wurden kürzer, heller und länger die Nächte.

Zum Feierabend strich der Toni über die geschnitzten Knäufe der fertigen Bettstatt. Die Stühle waren auch



Nach Zeichnung von Albert Wehli, Zürich-München.

vollendet, und der Kommode fehlte nicht der zierende Aufsatz.

Blitzblank und sauber standen die Stücke da, in dauerhaftem Holz gearbeitet.

„Wann soll Hochzeit sein, Maria?“ frug er das Mädchen jeden Abend.

Jedesmal blickte sie den Pfad nach Villa hinauf, wo das Haus des Pfarrers stand.

„Wart' noch ein wenig!“ Und sie bat ihn, noch ein Stück zu schreinern in ihre Ausstattung.

Brummend fügte sich der Toni.

Die Wolken fingen an grau und schwarz zu werden und schleiften ihre Mäntel durch das Tal.

Das Wasser des Wildbachs wurde an seinen Ufern zu glitzernden Gebilden.

Ein paar Tage machte der Toni keinen Feierabend. Neugierig schaute Maria durch das Fenster.

Vorsorglich hatte es der Schreiner verhängt. Der Vorhang war so neu und von so starkem Stoff, daß ihre scharfen Augen nicht hindurchdringen konnten.

Nun war es Maria, die jeden Tag ein paar mal Einlaß heischte in seine Werkstatt.

„Wart' noch ein wenig!“ war sein Bescheid.

Ungebuldige Blicke flogen zum Pfarrhaus, und wenn sie den Geistlichen sah, ballte sie wohl heimlich die Faust. Doch hörte sie es gerne, wenn die Nachbarn seine Heiligkeit rühmten und ihm so die Barmherzigkeit dankten, mit denen er ihre Schwächen schonte.

Die Ungebuld der Maria wuchs an der Hartnäckigkeit des Toni.

Mürrisch sah sie zu, wie aus dem grauen Tag ein grauer Abend wurde.

Eine Woche war vergangen, ohne daß sich die Tür des Schreiners für sie geöffnet hatte.

Flocken fielen vom Himmel und legten sich weiß und dicht auf den Weg. Sie kamen in großen Massen und warfen sich auf das Grün der Weiden und verhüllten die Luft. Man sah nichts mehr als das schwere schweigende Fallen ungeheurer Schneelasten.

Da stapfte sich der Toni durch und stellte ein wohlverpacktes Stück vor die Ueberraschte.

Sie vergaß zu schelten über der freudigen Neugier. Gelfertig verbiß sie die Schnur mit ihren Zähnen und löste die steifen Hüllen und das schützende Papier.

Eine Wiege stand vor ihr.

Sie war aus Birkenholz geschnitten und hatte die Form einer Muschel, über welcher sich ein Bogen als Schutzbach spannte.

„Morgen gehen wir zum Pfarrer!“ antwortete das Mädchen und lief zum Schrank und zog ein großes Stück geblühten Kattun hervor und paßte Vorhänge und Decken ab für die neue Gabe — — —

Die Flocken fielen unaufhörlich und fielen über das Tal her, wie eine Springsflut über den Dünenand. Am Morgen ragte der Schnee bis zu den Fenstern der Wohnungen.

Da lagen nun die Hütten in der weißen Einöde wie kleine dunkle Inseln im Meer, zu denen weder Weg noch Tor führt.

Das weiße Sterben hatte sie umzingelt. Es schwebte über ihnen mit rauschenden Flügeln. Jeder Verkehr mit den Nachbarn war abgeschnitten. Die kleinste Hütte war eine abgeschlossene Welt für sich geworden.

In den Stuben fauchte der mächtige Ofen aus Gotthardgestein Tag und Nacht. Breit und massig mit frommen Sprüchen bedeckt, starrte er wie ein ungefügiges Bierdeck schwarz aus seiner Nische heraus. Auf seiner Kunst saßen die Alten und Gebrechlichen und ließen sich seine Wärmestrahlen durch die dünnen Adern laufen.

Die Dellampe brannte den ganzen Tag. Kaum vermochte ihr matter Schein die Dämmerung zu verschrecken, die von außen eindrang und das Licht auffog.

Das Kartenspiel und der Acquavit waren die einzigen Zerstreuungen der lebendig Begrabenen.

Ab und zu pfiß der Sturm in den wirbelnden Schnee. Es donnerte und dröhnte in der Höhe.

„Heilige Mutter, lenke die Lawine an unserer Hütte vorbei!“

Näher und lauter stampfte das unsichtbare Verderben. Die Hüttenmauern erbebten.

Das leuchte, schrie und tobte in der Luft.

Ein Moment atemloser Stille folgte, und mit furchtbarem Krachen stürzte das Ungeheuer in die Schlucht des Tessenbettes.

„Lob und Dank den Heiligen!“

Die Menschen atmeten erleichtert auf, ließen den Rosenkranz aus den Fingern sinken, griffen zum Lebenswasser oder schlugen von neuem die Karten auf den Tisch.

Das Leben war so einförmig und düster geworden, und endlos kam der Winter dem Volke vor.

Den ganzen Tag saß der Pfarrer von Villa über seinen Büchern, und wenn der Abend kam, schaute er hinaus in das graue Buch der Natur. Es wußte nur von drohendem Schrecken zu sagen.

Sein starker Körper litt unter der beengten Luft.

Er hätte mit den dröhnenden Dämonen ringen mögen, Brust gegen Brust. Jeden Morgen zwang er sich durch den Schnee, um die Messe zu lesen. Die stehenden Mutterhände konnten ihn nicht halten. Er bahnte sich wie ein zorniger Riese seinen Weg durch das drohende Sterben. Er wollte seinem Wirken keine Grenzen setzen lassen.

Der vorgebaute, sechseckige Turm der Kirche zer-

hakte den Leib der anprallenden Lawinen und warf sie zurück in unbewohntes Land.

Mit unerfütterlichem Gleichmut hob er in das Brausen um ihn her den Kelch mit dem Blut des Gottessohnes. Seine Worte weckten ein sonderbares Echo in der eifigen Kirchenluft. Es war, als wenn die Toten aus den nahen Gräbern seiner lebendigen Rede mit harten hohlen Stimmen Gegenrede hielten. Hatte er die Andacht verrichtet, so mußte er sich von neuem einen Pfad schaffen in dem frischgefallenen Schnee.

An Sommertagen war das Weglein, das Kirche und Pfarrhaus trennte, in wenigen Minuten zurückgelegt. Jetzt dauerte es Stunden, bis sich der Pfarrer hindurchgeschafft hatte. Mit flammenden Backen und zer Schlagenen Gliedern setzte er sich nach solchen Gängen an das flackernde Herdfeuer. Aus seinem Gewand troff das Eis, von der Wärme zu fließendem Wasser geschmolzen.

„Das eigene Herz zwingen können, Mutter, den Geist und den Leib, das ist mehr als der Erde die Frucht abringen!“

Die Greisin maß ihren starken Sohn mit nassen Augen. Die Lobreden in der Gemeinde waren ihr nicht verborgen geblieben, und sie spürte durch das geistliche Gewand hindurch etwas von der Art des freien Bergbauern.

„Mag sich ein jedes sein Haus zimmern nach seinem Gefallen!“

Es lag eine würdigende Zustimmung in ihren Worten.

Die erfreute den Pfarrer in ganz besonderem Sinn.

„Ich brauche viel Glauben an mich selbst; darum danke ich dir deine Worte, Mutter.“

Die Frau strich ihm mit den runzligen Fingern kosend über die heiße Stirn.

Draußen heulte und brauste der Schneesturm.

Ihr mütterliches Empfinden ließ sie ahnen, daß für den Sohn die Zeit der Stürme nun vorüber sei. Sie wußte auch, daß das wilde Gebaren der Schneewirbel von einem klaren, kalten Wintertage gefolgt würde, der alles in seinem Bann hielt, die rauschenden Wasser und die wallenden Baumkronen.

Dann ragten nur die schroffen Felswände empor, die so glatt waren, daß der Schnee nicht haften konnte an ihrer Seite.

Sie ragten schwarz und schweigend in die Weiße hinein wie nackte Opferstöcke, an denen die Natur umsonst sich müht.

Nach und nach wurde es draußen stiller.

Die lauten Stimmen der winterlichen Unholde verstummten.

Nun der Sturm sich gelegt, bemerkte man erst die große, wunderbare Stille, die selbst dem Tessin und

dem Sturzbach, den ewig Geschwägigen, Schweigen geboten hatte.

Wie totes Land lag das Bedrettetal eingeklemmt zwischen den riesigen Granitmassen der Gebirgswelt.

Ueber ihm wölbte sich ein toter Himmel über die tote Erde.

Die Schatten des Abends legten sich auf die Dämmerung.

Durch den Himmel flog ein schwarzblaues Tuch.

Ueber den ernerischen Grenzbergen stieg ein Gewimmel von Sternen auf.

Langsam schob sich die Nebelwand zurück.

Sie wurde weiter und weiter südwärts getrieben bis dorthin, wo die Lorbeerbäume im dunkeln Laub prangten.

In das tote Land bligten die Sterne. Es wurden ihrer so viele, daß der schwarzblaue Himmel fast ganz übersät war von dem blinkenden Silber.

Ueber der Cristallina stand der Mond. Er warf einen weißen Schein in die grünlich schillernden Eismassen, die in absonderlichen Formationen von den Felsen herab in die Schlucht hingen.

Bald waren die Gebilde zart und duftig wie ein seidenbestickter Brautschleier — bald massig und hochstrebend wie große ornamentale Bauwerke.

Kein Schein von Rot belebte diese Pracht, in der selbst die Einsamkeit keinen Ton mehr fand für ihren klagenden Gesang.

Die Natur feierte ihr Totenfest in glashellem, frostigem Glanz.

Die grünen, blauen und weißen Lichter lagen gefesselt in dem kristallinen Eise.

Sie feierte ihr Fest mit dem gleichen Prunk und der gleichen Wahrheit in der Erscheinung, wie sie im Sommer das Leben gefeiert hatte.

Am Morgen strahlte eine bleiche Sonne über dem Tal.

Der Pfarrer nahm Hacke und Schaufel zur Hand und bahnte einen Pfad von der Kirche abwärts ins Land hinein.

Als er auschnaufte von der schweren Arbeit, sah er, wie ihm von Ossasco aus eine Schar entgegenschaffte. Man konnte nicht unterscheiden, ob es Frauen oder Männer waren. Alle trugen Hosen und Stiefel und die Kappe mit den Ohrenklappen tief ins Gesicht gezogen.

Sobald der erste Juchschrei ertönte, merkte man an den hellern und tiefern Klängen, daß sich Weiber und Männer auf den Weg gemacht hatten.

Der Pfarrer stieß noch ein paarmal die Hacke in den aufknirschenden Schnee. Dann wandte er sich wieder der Kirche zu und begann die Glocken zu läuten.

Sie brausten in die klare Winterluft in frohen, freudeverheißenden Melodien.

Emsiger wurde der lockere Schnee zur Seite geschaufelt. Die Leistenbrücke war überschritten und nur ein kleines Stück zu pfaden bis dorthin, wo der Pfarrer den letzten Spaten gestochen hatte.

Einzelne sprangen in den Schnee, um schneller am Ziel zu sein.

Voran der Toni.

Mit einem frohen Ruf schwang er sich einen Meter voraus. Hallo, der Schnee trug gut!

Flink sprang er zurück, faßte Maria unter dem Arm und flog mit ihr über den ungepfladeten Weg.

Rastlos schafften die andern weiter; denn ein Tritt zur Seite, und über dem Unvorsichtigen schlug das weiße Grab zusammen, wie die Wogen des Meeres über ihrem Raub.

Atemlos kamen die beiden zur Kirchenpforte.

Die letzten Glockenklänge verhallten.

Mit schnellen Schritten kam der Pfarrer von Villa den beiden entgegen, wehrte ihren Händen, die in das geweihte Becken tauchen wollten, und segnete sie selbst mit dem heiligen Wasser.

Maria verneigte sich tief vor den segnenden Händen des Geistlichen, deren Last auf ihrem Scheitel lag.

Sie empfand die lebendige Wärme, die sich langsam durch seine kalten Finger durchbrach.

Sie sah zu ihm auf, nachdem der fromme Spruch ihr geworden, und konnte ihr Staunen kaum eindämmen über die steile Höhe seiner Stirn, die wie gemeißelt sich abhob von der dämmrigen Kirchenluft und ihm eine Wehnlichkeit gab mit den aus Elfenbein geschnitzten Statuetten in den Altarnischen der Pfarrkirche.

Er war ihr ganz fern gerückt, fast wie ein Abgeschiedener, dessen verblassendes Bildnis sich in ihre Erinnerungen mit einem Glanz ehrfürchtiger Erhabenheit über die irdischen Dinge einfügte.

Ihr zur Seite pochte das warme, liebe Leben in der Gestalt des Toni.

Auch die letzten Stufen waren in den Schnee geschlagen und von der andrängenden Menge überschritten.

Das Kirchlein von Villa war ganz voll Menschen geworden.

Die bleiche Winter Sonne fiel durch die roten Scheiben und tanzte auf den andächtig gesenkten, in bunte Tücher gehüllten Köpfen hin und her.

Die leuchteten ihrerseits wie Blumen auf dem Acker. Da waren weiße mit bunten Mustern eingewobene, braune, deren Ranten das Grün der Hoffnung und das goldene Gelb der Sonnenblumen versinnbildlichten.

Einige waren glänzend blau wie ein Sommerhimmel. Wiegen ihre Trägerinnen das Kinn, so knisterten sie wie dürres Stroh.

Eine Wolke von Weihrauch hüllte die bunte Pracht

ein. Die tönende Stimme des Pfarrers las das Evangelium.

Ein kurzer Sonnentag hatte die Schrecken des Winters unterbrochen.

Das Getöse der fallenden Laminen lag dem Volke noch in den Ohren, und keins wußte, wann der weiße Tod wieder seine Truppen zusammenrief zum Ritt in das zitternde Tal.

Laut und flehend erscholl beim Rundgang um die Kirche das Ave Maria von allen Lippen.

Von neuem vereinigt, klangen ihnen die Schellen des Hochamts wie himmlische Verheißungen, und inbrünstig auf den Knien liegend, harrten sie, bis sich das große Geheimnis der Wandlung vollzogen hatte.

Die tägliche Lebensgefahr und die große weiße Stille sind den schwachen Menschen ein Ansporn zu Gebet und frommem Glauben.

Wo der starke und erfahrene Geist den wunderbaren Wechsel erkennt, der in ewiger Zerstörung Neues erzeugt und im Wandel unvergänglich ist, wärmt das kindliche Herz der Aelpler das liebe Feuer der mythischen Wundergeschichten von Höllenschrecken und Paradieszauber.

Die blasser Sonne strahlte aus blauem Himmel.

Das Wintertreiben begann.

Sein frischer Atem segte die Andacht mit samt den Weihrauchwolken aus Rock und Herzen.

Durch die Luft sauste der Schneeball.

Weißbepudert stampfte die Gemeinde ihren Hütten zu.

Die steinalten Mütterchen humpelten mühsam hinterdrein und drehten rastlos murmelnd an den Rügeln ihres Trösters.

In der geöffneten Kirchentür stand der Pfarrer von Villa und schaute über das Volk hinweg zu den eisstarrenden Felsen der Cristallina.

Schnee deckte die Gluten seines ungestillten Lebensdurstes.

Weiß und blendend leuchtete der gefrorene Sturzbach in den Winter. Der Traum des Lebens war stumm geworden in seinem Eise.

Fröstelnd zog der Einsame die Schultern zusammen.

In seinem Winter lagen die Gebote der Kirche statt der fröhlichen Frühlingskeime verborgen.

„Ein Leben wiegt nicht viel im Schoß der Unendlichkeit. Herr, laß das tägliche Opfer des meinigen dir nicht zu gering sein!“

Langsam schritt er durch die leere Kirche zurück und sank in die Knie vor dem Bild des Gekreuzigten.

Feierliche, stille Gedanken formten sich ihm zum Gebet.

Aus ihrer Mitte war den Leuten von Bedretto ihr Heiliger geworden.



Der Weg zum Hades.
Nach der Radierung von Albert Welti, Zürich-München.

